

DER JUNGE KAVALLERIE-OFFIZIER

DER ALTEN ÖST.-UNG. ARMEE



# EIN GEDENKBLATT

von Generaloberst Karl Graf Kirchbach

Copyright 1932 by G. O. Gf. Kirchbach — Scharnstein

Neuaufgabe 1963 für die vor 45 Jahren jungen Offiziere  
der Kaiserlichen Kavallerie und Reitenden Artillerie - die  
jetzigen Alten Reiter

## Zum Geleite

Er war und wird nimmer sein!

Er soll aber nicht zu einer unwahren Romanfigur oder Filmgestalt werden.

Ich will ihn im Bilde festhalten für spätere Generationen; ich will versuchen, seinem Wesen Form zu geben und dem flotten, braven Reitersmann ein Denkmal zu setzen, das er sich verdient hat.

Wer sah sich nicht nach der schmucken Uniform um? Dem eleganten Dragonerrock, der verschnürten Husaren-attila, der durch Kompasseln auf Taille gedrechselten Ulanka?

Dieses Bild weckte aber bei sehr vielen falsche Begriffe.

Von der vorgefaßten Meinung über den Kavallerieoffizier, als eines reinen Sportmenschen, Salonlöwen und Gigerls konnte sich die große Masse nicht loslösen.

Wie falsch diese Auffassung war, wie er im Gegenteil geradezu der Typus eines natürlichen, lebenslustigen und lebensfrischen Menschen war, der auch mit größter Selbstlosigkeit seinem schweren Dienste nachzukommen wußte, will ich hier niederzulegen versuchen.

Wer hat ihn denn genau gekannt?

Außer seinen alten und jungen Kameraden niemand!

Ich kann auf einen Zeitraum von 57 Jahren seit meinem Eintritt in die Kavallerie, also seit 1875, zurückblicken; habe alle Phasen eines Reiteroffiziers persönlich erlebt, war aber auch bis in die höchste Friedenscharge mit ihm in ununterbrochener Verbindung.

Selbsterlebtes schildert sich getreuer als Beobachtetes. Ich kann daher über ihn ein berufenes Urteil abgeben. Mein ganzes treues Reiterherz hängt heute noch an ihm.

**Ich** muß etwas weiter ausholen, weit zurück bis in die fernen Zeiten unmittelbar nach 1866, als es noch 12jährige Diener gab; als der Leutnant mit der Abrichtung weniger zu tun hatte, da die alten Unteroffiziere diese besser treffen mußten. Diese hatten daher viel mehr freie Zeit. Weiters standen damals — wie dies von altersher der Fall war — auch nur bemittelte Offiziere in der Kavallerie und so hat sich unwillkürlich in der schlecht unterrichteten Mitwelt, zum Teil sogar in weniger informierten Kameradenkreisen die Vorstellung eingebürgert, daß der Kavallerieoffizier nur ein flotter Nichtstuer sei.

Mit einem Ruck änderte sich das ganze Bild, als an Stelle des unter den Wirbeln der Werbetrommel erstandenen Heeres jenes der allgemeinen Wehrpflicht trat.

Das vornehmlich der Aristokratie angehörende Offizierskorps verlor die vermögendsten aus seinen Reihen, die Zahl der Offiziere wurde vermehrt, die alten Unteroffiziere verschwanden langsam und die ganze Last der Ausbildung ging auf den Offizier über.

Mit den enorm wachsenden Anforderungen an die Ausbildung von Offizier und Mann infolge der rapiden Fortschritte der Kriegstechnik einerseits, der immer kürzeren Präsenzdienstzeit andererseits wuchs naturgemäß die Arbeit des Einzelnen.

Allmählich trug der junge Offizier die Hauptlast der Detailarbeit, die bei der Verschiedenheit des Materials oft die schwierigsten Anforderungen an ihn stellte. Zum besseren Verständnis sei hier erwähnt, daß bei der Kavallerie das Zugssystem bestand, d. h. der Zugkommandant war für alles in seinem Zuge verantwortlich.

Nicht allein für die Ausbildung zu Pferd und zu Fuß und die theoretische Schulung, sondern auch für die Erhaltung und Wartung des Pferdmaterials, für die Sattlung, Packung, Zäumung und die Konservierung der Montur und Rüstungsorten.

Dieser „Kommissdienst“ lag auf seinen Schultern und belastete ihn mit einer großen Verantwortung, die ihn von früh bis abends im Dienste beschäftigte.

Hiezu traten noch besondere Schwierigkeiten. Vor allem die Sprachenfrage. Dienst- und Kommandosprache war wohl die deutsche.

Doch dienten in der Armee ebenso Tschechen, Kroaten, Slovenen, Slovaken, Ruthenen, Polen, Rumänen, Italiener und Ungarn.

Bei den oftmaligen Transferierungen, bei denen nicht immer auf die Sprachkenntnisse Rücksicht genommen werden konnte, war die Einteilung des Offiziers in mehreren verschiedensprachigen Regimentern unvermeidlich.

Deren Regimentssprache mußte er insoweit beherrschen, daß er sich mit der Mannschaft im Dienste verständigen konnte.

Es ging recht und schlecht, weil es eben gehen mußte und so entwickelte sich ein alle Idiome umfassendes „Militärvolapük“, das schließlich beide Teile zu einer Verständigung brachte.

Die Auffassungsgabe und Findigkeit der Mannschaft in dieser Hinsicht war eine ganz unglaubliche und ich muß zu ihrem Lobe anerkennen, daß sie sich die größte Mühe gab, dieses Kauderwelsch zu verstehen.

Die zweite große Schwierigkeit lag in den Ausbildungsverhältnissen, die speziell im Winter unter den Witterungsverhältnissen schwer litten. Es gab zwar in den letzten Jahrzehnten, als genügend Kasernen gebaut waren, in allen größeren Garnisonen gedeckte Reitschulen; nichtsdestoweniger konnte immer nur ein geringer Teil in diesen reiten, der größere war auf die offene Reitschule angewiesen.

Wer täglich 2 bis 3 Stunden lang bei Wind, Kälte und Schneetreiben dort zubringen mußte, lernte gründlich frieren.

Im Winter mußte in stockfinsterner Nacht, meist vor 4 Uhr früh, die Arbeit auf der gedeckten Reitschule beginnen, damit diese allen Abteilungen der Schwadron in gleichem Maße zugute kommen konnte.

In meiner Jugendzeit war es noch viel schlechter bestellt, denn ich sah als Subalternoffizier und auch in den zwei Jahren meiner Eskadronsführung überhaupt keine gedeckte Reitbahn.

Aber auch mit der Kasernierung happerte es damals recht bedenklich und in den kleinen Provinzgarnisonen und Dörfern hatten wir zumeist nur Schemalien, d. h. ad hoc zur Unterkunft hergerichtete Objekte oder wie in Ungarn, auch die Einzelbequartierung beim Bauer. Diese war nicht ganz unbeliebt, weil die Pferde in warmen Stallungen standen und genug Stroh hatten, außerdem der Mann gar nicht böse war, mit der Familie im gemeinsamen Haushalt zu leben.

Für den Dienst des Offiziers war sie aber bedeutend erschwerend, da er bei der zerstreuten Unterkunft seiner Leute und Pferde durch das Abgehen der Quartiere von früh bis abends auf den Beinen sein mußte. Heute klingt es vielleicht unwahrscheinlich, wenn ich erzähle, daß ich im Winter und Frühjahr 1880/81 im Baranyer Komitat in einem ganz kleinem Dorf, Nagy Pal bei Pécsvár, mit meinem Zuge lag, das außerdem durch einen Hügel in zwei, etwa eine Viertelstunde auseinanderliegende Teile getrennt war. Regnete es, so verwandelte sich der Lehm-boden in einen derart zähen Brei, daß man versank und der Zug vor der Ausrückung den Bach als Formierungsplatz wählte, damit die Schlachtrosse mit halbwegs reinen Hüfen und Fesseln das Tagwerk beginnen konnten.

Mein Zimmer war im besten Hause; dessen Schornstein war eingestürzt und es war derart feucht, daß Salz über Nacht zu Wasser wurde.

War ich zu Hause, lag ich im Bett, die Decke über der Nase.

Ein Gasthaus gab es in dem Dörfchen nicht und ich aß mit meinem Burschen und der Ordonnanz die Menage, die uns die skrofulöse Bäuerin kochte.

Gab es freie Zeit, klemmte ich mich auf meine Pferde und jauchzte bei einem guten Wiesengalopp.

Im Fasching brauchte man sich über die Wahl des Balllokales nicht den Kopf zu zerbrechen. Salonhose und Lackschuhe in den Packtornister gesteckt und in die nächste Stadt geritten, um bei Morgengrauen wieder den Heimritt zum Dienst anzutreten.

Das war echtes Reiterleben mit allen Leiden, aber auch mit vielen Freuden und vor allem mit voller Selbständigkeit.

In den Dorfgarnisonen war im Winter die Einsamkeit recht fühlbar, da sich außer dem Rittmeister selten mehr als ein Offizier bei der Eskadron befand. In dieser Hinsicht war man in den galizischen Nestern wohl am schlechtesten daran, da diese weder Ressourcen noch Nachbarschaft boten, meist viele Kilometer von der Bahn entfernt waren und man zu dieser wegen der häufigen Schneeverwehungen oft überhaupt nicht kommen konnte.

Fälle, daß Offiziere dort melancholisch wurden, ja zum Revolver griffen, sind vorgekommen.

Die schlechteste Zeit war wohl in den 90er Jahren, als aus politischen Gründen die Kavallerie in Galizien plötzlich stark vermehrt werden mußte, ohne daß vorher Unterkünfte geschaffen werden konnten.

In der zerstreuten Lage der Garnisonen eines Regimentes fand aber die Pflege der Kameradschaft den schönsten Nährboden.

Man besuchte sich zu Pferd und ein Strohsack fand sich immer bei einem Kameraden. Ich erinnere mich auf so eine 8tägige Besuchstournee in Ungarn, die ich zu Pferde absolvierte.

Hand in Hand ging die Pflege der Tradition, des Regimentsgeistes und der Hochhaltung des Regimentsnamens und Renommés.

Verfehlungen wurden drakonisch behandelt und obwohl damals die Institution der Ehrenräte noch nicht bestand, wurde kurzer Prozeß gemacht.

Hatte ein Offizier gegen die Ansichten des Offizierskorps verstoßen, verlangten die zwei Ältesten seiner Charge kurzweg sein Verschwinden aus dem Regimente. Man wusch die schmutzige Wäsche im Hause und dagegen gab es keinen Appell.

Diese Maßregel trug goldene Früchte und hat viele junge Charaktere vor Verfehlungen bewahrt. Sie hat bestimmt auf die spätere Zeit nachgewirkt.

Selbst in diesen Prinzipien erzogen, waren aber ebenso die älteren Offiziere auch stets die Kameraden der jungen und diese wußten daher auch ein mitunter hartes Wort so zu deuten, wie es gemeint war.

Außer Dienst wurde der Rangunterschied in jenen gemessenen Grenzen fallen gelassen, den der Takt erforderte und nur sehr selten kamen in dieser Hinsicht Unkorrektheiten vor.

Dieses große Lob muß ich dem jungen Offizier zuerkennen, ebenso aber auch zugeben, daß er es manchmal nicht leicht hatte.

Er bereute in späteren Jahren bestimmt nicht jene Selbstzucht, die er hiezu öfters aufbringen mußte.

Diese Selbstdisziplin — so will ich sie nennen — war auch für die Gebarung mit dem Einkommen maßgebend und manches nicht zu befriedigendes Verlangen wurde dadurch unterdrückt.

Der ö. u. Offizier war der schlechtest bezahlte aller Armeen. Dies kam besonders in den niedrigen Chargen zum Ausdruck.

Noch im Jahre 1914 hatte ein Leutnant 140, ein Oberleutnant 180 Kronen; ein Gehalt, der dem eines besseren Arbeiters gleichkommt.

Auch das Quartiergeld war so minimal, daß es selten die Kosten einer einfachen Wohnung deckte.

Von der Gage mußte er sich bekleiden, leben, beheizen, seinem Burschen und seiner Ordonnanz Zulagen geben, seinen Pferden Haferzubüße kaufen und in die Regimentsfonds — wenn auch in bescheidenen Grenzen — Beiträge leisten. Dabei mußte er tadellos adjustiert sein, durfte nur standesgemäße Lokale besuchen und mußte alle Repräsentationsakte mitmachen.

Hatte er das Unglück, ein Pferd zu verlieren oder bei einer Paradeausrückung bis auf die Haut naß zu werden und dann seine Uniform ersetzen zu müssen, so gab es bei jenen, die nicht über andere Mittel verfügten, schon große Schwierigkeiten.

Die Ansicht, daß das Offizierskorps der Kavallerie vorwiegend reich bemittelt war, ist falsch. Die meisten hatten allerdings Beihilfen vom Hause; diese waren aber nicht immer ausreichend, um über alle Wechselfälle hinauszuhelfen.

Daneben gab es sehr wohlhabende Offiziere, aber auch solche, die gar keine Beihilfe hatten. Letztere waren Lebenskünstler.

Zieht man nun aus den vorhandenen Mitteln und den übernommenen Verpflichtungen die Bilanz, so ergibt sich ein Debetsaldo, das besonders in Großstädten, wo Versuchungen in allen Formen an den jungen Mann herantreten, nur durch Charakterstärke, Enthaltbarkeit und große moralische Kraft **mit einer gewissen Seelengröße** gedeckt werden konnte.

Seine Liebe zur Waffe fand ihren schönsten Ausdruck in der intensiven Pflege des Reitens. Jedes Einzelne Bestreben ging dahin, es hier zur Vollkommenheit zu bringen und seine Pferde auf hohem Dressurstand zu halten.

Die Pflege der Reitkunst wurde in den Regimentern durch die jährlich abgehaltenen Preisreiten, -springen und Rennen tatkräftigst unterstützt und fand ihren bis dahin von keiner Kavallerie erreichten Höhepunkt in den Konkurrenzen der Kampagnereitersgesellschaft in Wien — dem „Preisreiten“.

Dieses fand alljährlich in der großen Sportwoche — in der Kavallerie die „Jubelwoche“ genannt — im Juni statt, in welcher auch das Derby, die Armee- und große Wiener Steeple Chase geritten wurden. Die Leistungen, die das Preisreiten zeigte, gehörten zum allerbesten, was auf diesem Gebiete aufzuweisen war; sie zeigten auch, daß unsere Reiter im Kampagnereiten führend waren, was die internationale Konkurrenz in Turin bewiesen hat und daß unsere Schule in der gesamten Reiterwelt als „österreichische Schule“ tonangebend war.

Dies verdanken wir zum Großteil unseren jungen ambitionierten Offizieren, die keine Mühe und Auslagen scheuten, um sich den Lorbeer in Wien zu holen. Den Kaiserpreis beim Preisreiten zu gewinnen, gehörte zu den höchsten Ambitionen und wer das Glück hatte, das richtige Pferd zu finden und selbst als Reiter auf hoher Stufe stand, dem war es auch — selbst als Unbemittelten — möglich, die Siegespalme zu erringen.

Die Hauptbedingung war, daß der Reiter das Pferd selbst zugeritten hatte und daß dieses nicht über 7 Jahre alt war.

Da mußte nicht nur intensive, sondern auch vernünftige Arbeit einsetzen, um in relativ kurzer Zeit Vollkommenes zu schaffen.

Diese Dressurarbeit wirkte auch befruchtend, denn hier wurde das Werk des **Reiters** gekrönt zum Unterschiede von den heutigen internationalen Konkurrenzen, die zu einer ausschließlichen Geldfrage geworden sind, weil fast nur die Leistung des **Pferdes** bewertet wird.

Diese, zu gewissenhafter Selbstarbeit anregende, für's ganze Leben nachhaltende Reitausbildung lehrte das im Jahre 1875 aufgestellte Militär-Reitlehrinstitut, das sich im Laufe der Zeit internationalen Ruf zu erwerben wußte.

Dort wurde die Jugend nicht nur zu Schulreitern, sondern auch durch die großen Parforcejagden in Holics zu beherzten Terrainreitern erzogen. Die Resultate dieser Erziehung wirkten bis in die Mannschaftsausbildung nach, die durch die jungen Offiziere erfolgte.

Ihr verdankt unsere Kavallerie ihren glänzenden Aufstieg, der sie zur ersten Reiterwaffe der Welt machte. Ohne die mühevollen Arbeit des jungen Offiziers, der die ersten Bausteine bei Beginn der Abrichtung mühevoll zusammentrug, hätte das imposante Gebäude nicht erstehen können.

Seine Leistungen krönte aber der Reiteroffizier im Weltkrieg, als er nach den vielen aufreibenden Patrouillenritten sich auch in dem — im Frieden nichts weniger als beliebten — Kampfe zu Fuß bewährte. Über Nacht wußte er sich vom Reiter zum Fußsoldaten umzustellen und tat im Angriff wie im Schützengraben seinen schweren Dienst ebenso pflichtgetreu wie vor der Front der Eskadron.

Er war der Träger des Geistes und der Pflichterfüllung in vorderster Linie und mit seinem beispielgebenden Elan riß er die Mannschaft zu heldenmütigem Verhalten mit.

Ich nenne hier unter den vielen schweren Tagen nur die Kämpfe bei Limanova und Uscieczko, in den ungarischen, galizischen und Siebenbürger Karpathen, alles Ehrentage der Kavallerie im Feuerkampfe.

Besehen wir nun einmal unseren jungen Reitersmann im außerdienstlichen Leben.

Der Provenienz nach ergänzte sich das Offizierskorps aus den Kreisen des Adels, Söhnen höherer Offiziere und Beamte und aus der vermögenden Schichte des Bürgertums; wie man sieht, durchwegs aus einer guten Kinderstube heraus, die auf sorgfältige Erziehung hielt.

Dadurch fühlte sich der Kavallerieoffizier jeder gesellschaftlichen Lage gewachsen und dieses Bewußtsein im Vereine mit der hohen Geltung des Kavallerieoffizierskorps in der Armee, verliehen selbst dem jüngsten Reiteroffizier jenes degagierte und dennoch maßvolle Auftreten, das an ihm so gefiel.

Das Gefühl, überall seinen Mann zu stellen, ließ ihn auch im außerdienstlichen Verkehr mit vorgesetzten und höheren Offizieren nie seine Würde verlieren und seine freimütige Denkungsart verleugnen.

Karikaturen, wie wir sie im „Simplizissimus“ fanden, gab es in der österreichischen Armee wohl nur höchst vereinzelt. Solche Elemente nahmen vor allem die Kameraden selbst in die Arbeit und wo diese erfolglos blieb, sorgte das Offizierskorps des Regimentes für deren Entfernung. Kurz gesagt, der junge Kavallerieoffizier war in jeder Lebenslage ein **Herr**.

Er war daher auch überall ein gern gesehener Gesellschafter und seine elegante distinguierte Erscheinung gab dem Ballsaal, dem Straßenbild oder dem Turf erst die Patina echter Vornehmheit.

Sein Mekka — aber auch das der älteren Offiziere — war Wien in der Jubelwoche.

Wie ein Bienenschwarm strömten alle, die nur konnten, aus der schönen großen Monarchie in die Kaiserstadt. Es gab kein Regiment, das nicht vertreten war; es war geradezu eine Invasion, die ihresgleichen nicht fand.

Freude herrschte in den jungen Seelen, die in dieser Woche alle Plagen und Strapazen, die vielen Entbehrungen und die Einschränkungen in den Peripheriegarnisonen vergaßen und sich ungetrückt allem hingaben, was die Kapitale bot.

Wahre innige Bruderschaft herrschte überall; die Freude, Kameraden zu finden, die man jahrelang nicht gesehen, das Empfinden tiefer inniger Zusammengehörigkeit, das erhabene Gefühl, daß die Reiterwaffe eine einzige einige Familie bilde, kam überwältigend zum Ausdruck.

Der Prater, wo sich der Großteil nach den verschiedenen Regimentdiners zusammenfand, war im wahrsten Sinne des Wortes ein Heerlager der Kavallerie.

Jubel und ungezügelte Lebenslust kamen zum Durchbruch und die Schranken zwischen alt und jung, hoch und nieder fielen innerhalb jener Grenzen, die das angeborene Taktgefühl zog.

Da wurde im Jubel der Begeisterung bei den Grinzingern unter den feurigen Klängen des „Prinz Eugen“ ein hoher General vom jüngsten Reiternachwuchs „gehoben“ und durch den Saal getragen; dort leerte der gestrenge Obrist und Regimentskommandant unter dem vielstimmigen Chor seiner Offiziere den Ehrenpokal des „Hammerschmied“. Wie Schmetterlinge von Blüte zu Blüte flattern, so flog die Jugend von Vergnügen zu Vergnügen und sog den Duft des Gebotenen gierig ein, um in diesen kurzen wenigen Tagen oder Stunden zu genießen, was ein Jahr wieder versagt bleiben würde, — ein Jahr des Ernstes und der Arbeit.

## Ausklang

Den Reiteroffizier einseitig nach diesen wenigen ausgelassenen Stunden ungestümer Lebenslust einzuschätzen, wäre jedoch verfehlt.

Das rechte Bild von ihm konnte wohl nur der gewinnen, der ihn auch bei der Arbeit in seinem schweren Dienste sah.

Da hatte er oft nichts zu lachen; dafür genoß er lachend sein junges Leben und wußte auch ebenso lachend zu sterben.

Sei es im Todesritt mit dem Säbel in der Faust wie anno 1866 oder im zähen Fußkampf, Brust an Brust, wie ungezähltemale im letzten großen Krieg.

Mit der alten k. u. k. Armee ist auch der k. u. k. Reiteroffizier für alle Zeiten verschwunden.

## Ehre seinem Andenken!